

Phot. Rolf Bender

Wladi und die Böcke

EIN JAGDAUSFLUG NACH POLEN
ERNST-GÜNTHER HAARHAUS

Als meine Frau und ich den Entschluß faßten, zur Bockjagd nach Polen zu fahren, beschlossen wir gleichzeitig, im allernächsten Verwandten- und Bekanntenkreis über dieses Vorhaben äußerstes Stillschweigen zu bewahren, und zwar ganz einfach deshalb, um vor allem den Angehörigen ruhelose Stunden und schlaflose Nächte zu ersparen. Unser acht-tägiges Verschwinden galt als Verwandtenrundreise, die längst fällig sei. Freunde, die bereit waren, unsere Kinder so lange aufzunehmen, fanden unseren Plan, nach Polen zu fahren, im höchsten Grade interessant und aufregend, andere wiederum warfen uns Leichtsinn vor, schon deshalb, weil meine Frau mit von der Partie war und als Schwester des Prinzen Claus der Niederlande nach ihrer Meinung besonders gefährdet sei. Das Gegenteil trat ein, doch davon später.

Es war am Sonnabend, dem 20. Mai vorigen Jahres, als sich die westdeutsche Jägergruppe an der Autobahnauffahrt bei Helmstedt versammelte. Das befreundete Ehepaar, bei dem wir in Helmstedt übernachtet hatten, begleitete uns zur Sammelstelle, um mit eigenen Augen zu sehen, daß tatsächlich westdeutsche Jäger mit Waffen und Munition in Richtung Osten rollten. Der Abschied war sehr herzlich, herzlicher als der Abschied allgemein zu sein pflegt. Man wünschte uns nicht Waidmannsheil, sondern glückliche Heimkehr. Dann fuhr der Konvoi an.

Nach Erledigung der üblichen Formalitäten am Zonenkontrollpunkt wurden die Nummern der Gewehre und die Zahl der Patronen registriert, und dasselbe wiederholte sich später noch einmal beim Verlassen der Zone. Unter Führung

eines Vertreters des mitteldeutschen staatlichen Reisebüros ging es, mit einer kurzen Mittagsrast in Michendorf bei Berlin, wo noch einmal aufgetankt wurde, nach Frankfurt an der Oder.

Am polnischen Schlagbaum wartete mit den Dolmetschern bereits ein Vertreter des staatlichen polnischen Reisebüros, der eigens zur Begrüßung der westdeutschen Jagdgäste aus Warschau angereist war. Mit dem Ruf: „Nein, wie komisch, in Bumbuli sind Sie geboren“, stürzte dieser sogleich auf meine Frau zu, um Näheres über dieses Bumbuli im fernen Tanganjika zu hören. Der gute Mann konnte sich gar nicht beruhigen, und als er gar erfuhr, daß meine Frau zu Hause „Bum“ und ihre Zwillingsschwester „Buli“ und vom lieben Bruder Claus „die Bumbuli-Ziegen“ genannt worden waren, brach er immer wieder in neue Freudenrufe aus. Trotz Bum und Buli wurden auch hier die Grenzformalitäten rasch und korrekt erledigt. Dann stiegen die Dolmetscher in die Fahrzeuge der Jagdgäste, und ab ging es mit Waidmannsheil in die zugeteilten Reviere, die teils nördlich von Posen, teils im Raum Bialystok lagen. Mir war das Revier Gola zugewiesen worden, das 30 Kilometer ostwärts von Lissa und vier Kilometer von der Kreisstadt Gostyń in der Provinz Posen entfernt liegt.

Meiner Frau hatte ich vorher schon viel vom Osten, den sie noch nicht kannte, erzählt: von der Höflichkeit der Polen, von ihrer bekannten Gastfreundschaft und ihrer guten Küche, alles Dinge, die ich aus meiner Jugendzeit her kannte. Daß ich dabei keineswegs übertrieben hatte, sollte sie sogleich erfahren, denn der uns zugeteilte Dolmetscher

Wladyslaw Godlewski, der uns bereits als erfahrener und guter „Pilot“ avisiert worden war, entpuppte sich als liebenswürdiger, hilfsbereiter und sehr zuvorkommender Mann, der während der fast vierstündigen Fahrt bis Gola für lebhafteste Unterhaltung sorgte und sich dabei immer wieder nach unseren besonderen Wünschen, auch hinsichtlich des Essens, erkundigte. Wir hatten sogleich das Gefühl, bei ihm in bester Obhut zu sein, und unser Gefühl hat uns bis zum Ende unseres Aufenthaltes in Polen nicht getrogen.

Über Züllichau, Schwiebus, Wollstein, Fraustadt und Lissa ging es mit dem vollbepackten Wagen, der wegen der mitgeführten Benzinkanister „Tiefgang“ hatte, nach Gola, wo wir in den frühen Abendstunden eintrafen. Nach Passieren einer Kastanienallee erreichten wir das Gut, das vor dem Krieg dem polnischen Grafen Potworowski gehörte und einen sehr ordentlichen Eindruck machte. Etwas abseits vom Hof lag das große Herrenhaus, am Rand eines gepflegten Parkes, in dem teilweise noch mehrhundertjährige Eichen standen. Vor dem Haus befand sich eine breite Anfahrt, und davor lag ein Teich, aus dem dann die Frösche ihr allabendliches Konzert gaben, woran man sich aber schnell gewöhnte. Meine Frau und ich wurden in einem großen, sehr gemütlich eingerichteten und mit einem funknagelneuen Rundfunkgerät ausgestatteten Raum untergebracht, zu dem auch noch Bad und Toilette gehörten. Der „Pilot“ bekam einen Raum zugewiesen, den er später mit einem anderen Dolmetscher, der einen österreichischen Jagdgast aus Innsbruck begleitete, teilen mußte. Außerdem stand uns noch ein gemeinsamer Eßraum zur Verfügung, in dem ebenfalls ein Rundfunkgerät neuester westdeutscher Bauart aufgestellt war. Man hatte gut für die Gäste gesorgt!

Gegen 19 Uhr wurden wir dann zum Direktor des Gutes gebeten, um mit diesem die Einzelheiten der Jagd durchzusprechen. Direktor Janiszewski, Verwalter von mehreren staatlichen Gütern mit insgesamt 8200 ha, ein älterer, sehr hagerer Herr, der über beste Umgangsformen verfügte, bediente sich zunächst der polnischen Sprache, wechselte jedoch dann ins Deutsche über, und dabei blieb es dann auch bis zu unserer Abreise. Selbst passionierter Jäger und Landwirt, gab er mir in liebenswürdiger Weise viele gute Ratschläge, versäumte es aber nicht, darauf hinzuweisen, daß es in Polen nicht besonders starke Böcke gäbe, woraus ich schloß – und das wurde mir später bestätigt –, daß der eine oder andere frühere Jagdgast mit allzu hoch geschraubten Erwartungen gekommen sein mußte. Nun, von meiner niederschlesischen Heimat her wußte ich, daß dort teilweise sehr gute Böcke standen, und warum sollte es 100 km weiter nordostwärts anders sein?

An diesem Abend lernte ich auch Wladyslaw, kurz Wladi genannt, meinen Begleiter für die Zeit des Jagdaufenthaltes,

kennen. Als ich die Treppe vom ersten Stock des Herrenhauses hinunterging, stand er unten in der Halle, in der erdbräunen Uniform des Jägers mit grünen Schulterklappen und grünen Kragenspiegeln, und legte grüßend die Hand an den breiten Mützenschirm. Achtundzwanzig Jahre alt war Wladi, groß und kräftig, hatte lustige braune Augen, und nie sah ich ihn mürrisch. Wladi war mir ein guter Begleiter. Der erste Jagdtag war gleich für den folgenden Sonntag, dem Aufgang der Bockjagd in Polen, festgesetzt. Um drei Uhr würde Wladi zur Stelle sein, dolmetschte der „Pilot“, denn Wladi konnte nur wenige Worte deutsch, nämlich „Bock“, „Has“, „kapital“ und „bumbum“.

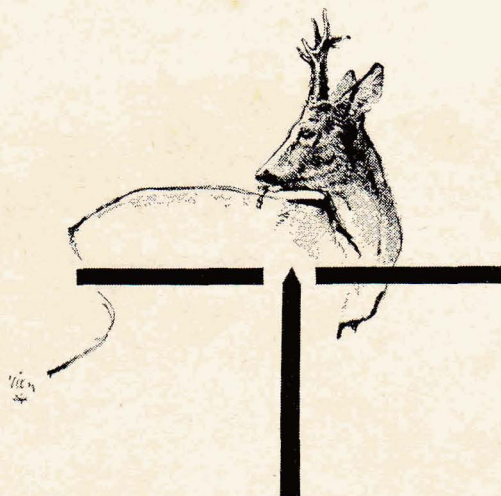
Nach einem überaus reichlichen Abendessen – es gezeichnete der guten polnischen Küche zur vollkommenen Ehre – gingen wir zeitig ins Bett. Um 1/23 Uhr rasselte der Wecker, und nachdem ich das vorbereitete, wahrlich nicht bescheidene „Vor“-Frühstück zu mir gesteckt hatte, trat ich vors Haus und... erschrak, denn da stand jemand in der Dunkelheit, Uniformknöpfe blitzten im fahlen Mondlicht, und eine Hand fuhr zum Mützenschirm. Es war Wladi. Vor seinem Bauch baumelte, das sah ich dann, ein breites Lederfutteral, in dem eine auseinandergenommene Doppelflinte älterer Bauart ruhte, mit der Wladi wildernde Hunde und Katzen beschießen sollte. Nach einem Schluck aus der vorsorglich mitgenommenen Wodkaflasche fuhren wir mit meinem Wagen über Gostyń zu dem 8 km entfernten Gut Czachorowo, wo bereits Josef, der Kutscher, ebenfalls in tadelloser Jagdmontur, mit dem luftbereiften leichten Jagdwagen, vor den zwei Rappen gespannt waren, wartete.

„Dzien dobry!“ rief Josef und zog die Mütze. Händeschütteln allerseits, dann stiegen wir auf, und ab ging es in leichtem Trab, hinaus in die weite Landschaft. Da fuhr man also dahin, die Fernrohrbüchse im Arm, vorn auf dem Bock Wladi und Josef, dazu das leichte Stampfen der Pferdehufe.

Alte Erinnerungen an die frühe Jugendzeit stiegen auf, denn ähnlich war es, wenn ich mit Vater oder Großvater zur Abendpürsch fuhr, nur hatte ich dabei nichts weiter zu melden, als stillzusitzen und den Mund zu halten. Langsam wurde es am Horizont hell. Wir bogen von der Straße ab, und vorbei ging es an endlosen Getreidefeldern und über teilweise sumpfige Wiesen. An Hasen schien hier kein Mangel zu herrschen, denn bald rechts, bald links hoppelten die Lampes, manchmal vier oder fünf auf einmal. Ebenso verhielt es sich mit den Rebhühnern, die anscheinend nur widerwillig dem fast lautlos heranrollenden Wagen aus dem Weg liefen. Später hörte ich vom Direktor, daß Strecken von 800 bis 1000 Hasen an einem Jagdtag keine Seltenheit seien.

So mochten wir etwa zwei Stunden kreuz und quer gefahren sein, als der Wagen mit einem Ruck hielt. „Bock! Bock!“ rief Wladi, und „tam! tam!“ (dort! dort!) sagte Josef und deutete mit der Peitsche ins Gelände. Teufel noch mal, wo stand der Bock? Ich sah zunächst nichts, doch dann, in einer Entfernung von etwa einigen hundert Metern, erkannte ich etwas. Ein Blick durchs Doppelglas belehrte mich, daß Wladi und Josef richtig gesehen hatten, aber ob es ein Bock war, konnte ich infolge des leichten Nebels nicht einwandfrei erkennen. „Bum“, sagte Wladi zu mir gewandt, doch ich lehnte ab. Zu weit, mein Guter, näher heran, bitte schön.

Die Pferde zogen an, nach einer Weile abermals ein Halt. Wladi flitzte vom Wagen, ergriff die aus Holz gefertigte Zielstütze, übrigens ein mächtiger Apparat, und rammte sie in das weiche Erdreich. Auch ich sprang nun schleunigst ab, und während der Wagen weiter in die Wiese rollte, lud ich durch, packte die Büchse auf das Holzgestell, stach ein, nun doch etwas nervös, und äugte durchs Zielfernrohr. In der Tat, es war ein Bock, und ich schoß. Der Bock verschwand von der Bildfläche. Wenig später stand ich vor ihm, einem älteren ungraden Sechser, nicht sonderlich stark, aber immerhin, der erste Bock von den insgesamt fünf, die mir freigegeben worden waren. Das Aufbrechen besorgten Wladi und Josef mit großem Eifer. Zum „Haupt“-Frühstück war ich wieder zurück. „Sehen Sie“, sagte der Direktor, „bei uns sind



Zeichnung
Rien Poortvliet

die Böcke nicht so stark.“ Doch er sollte noch eines Besseren belehrt werden.

Nach einem sehr vielseitigen Mittagessen, einem kleinen Nickerchen und gemütlicher Kaffeetafel ging es um 17 Uhr wieder ins Revier, diesmal in Begleitung meiner Frau, nicht zuletzt deshalb, weil der Direktor mir zugeflüstert hatte, daß Frauen einem auf der Jagd besonderes Waidmannsheil brächten. Und in der Tat, innerhalb einer Stunde konnte ich zwei Böcke strecken, einen guten Sechser und einen knuffigen, etwa acht Jahre alten Gabler. In beiden Fällen war mir aufgrund der erheblichen Entfernungen ein Ansprechen unmöglich, ganz abgesehen davon, daß man sich sehr schnell zum Schluß entschließen mußte, denn der Jagdwagen schien den Böcken nicht ganz unbekannt zu sein und ihnen irgendwie Unbehagen einzufloßen; warum gingen sie sonst meist bei 200 Metern schon flüchtig ab?

Den knuffigen alten Gabler schoß ich vom Wagen aus mit auf der Rücklehne aufgelegter Büchse. Es wurde ein hochsitzender Vorderlaufschuß. Gleich war der Bock im hohen Getreide verschwunden, und ich sah mich schon im Geiste vor dem Direktor stehen, ihm mein Mißgeschick beichtend, zumal kein Hund zur Stelle war, mit dem man hätte Nachsuche halten können. Aber da war ja der Wladi, der – husch, husch – im Getreide untertauchte. Eine wilde Hatz begann, Wladis scharfe Augen hefteten sich, trotz einbrechender Dunkelheit, an die Schweißfährte. Die Nachsuche war dann auch – wie konnte es anders sein?! – von Erfolg gekrönt, und mir fiel eine Zentnerlast vom Herzen.

An diesem Abend wurde Wladi stolzer Besitzer eines funkelnelgeblauenen Jagdnickers, den ich eigens zu diesem Zweck mitgebracht hatte. Später kreiste die Wodkaflasche, denn es war kalt. Das Schulterklopfen wollte kein Ende nehmen, und meine beiden Trabanten strahlten wie die aufgehende Maisonnette. Meiner Frau taten die Böcke leid, und sie verkündete ihren Entschluß, den Pürschfahrten zu entsagen und dafür lieber im Wald spazieren zu gehen. Daß sie dort sogar am helllichten Tage auf Rotwild stieß, soll nicht unerwähnt bleiben.

Am nächsten Morgen wurde ausgeschlafen, doch abends ging es wieder auf Pürschfahrt. Diesmal begleitete mich der Dolmetscher, selbst Mitglied einer polnischen privaten Jagdgesellschaft, die im Raum Warschau eine Jagd gepachtet hat. Er überreichte mir im übrigen nach meinem ersten Bock spontan die Anstecknadel der polnischen Jägerschaft. So fuhren wir also wieder zu viert durchs Gelände, eifrig nach jagdbaren Böcken Ausschau haltend. Weit und breit kein Baum, kein Strauch, an dem man hätte anstreichen können.

Gerade zockelten wir über eine mit hohem Gras bewachsene Wiese, als Wladi wieder „Bock! Bock!“ rief, vom Wagen schnellte und die Zielstütze aufbaute. Also nichts als runter vom Wagen, Büchse auf die Zielstütze gepackt und Ausschau gehalten. Ich mußte ziemlich lange suchen, bis ich in etwa 400 m Entfernung die Spitzen eines Gehörns aus dem hohen Gras ragen sah. „Bumbum“, sagte Wladi und wartete auf den Knall, doch der blieb aus, weil auf solch weite Entfernungen ein treffsicherer Schuß auf Rehwild nicht abzugeben ist. Wladi war enttäuscht, als ich wieder auf den Wagen kletterte und ihm zu verstehen gab, daß wir näher heran müßten.

Bei etwa 200 Metern wieder „Alarm“, runter vom Wagen, alles wiederholte sich. Und nun war es auch nicht sonderlich schwer, den Zielstachel aufs Blatt zu bringen, und raus war der Schuß. Das 7 x 64-Teilmantelgeschosß riß den Bock von den Läufen. Etwas benommen stand ich da, denn als passioniertem Ansitzjäger, der die Waldjagd liebt, ging mir das alles etwas zu schnell. Inzwischen patschte Wladi im Geschwindmarsch durch die nasse Wiese zu dem Gestreckten und brach dort in den Ruf „kapital“ aus. Kutscher Josef preschte mit dem Jagdwagen dorthin, und ich trottete beschaulich hinterdrein. Als ich heran war, tanzten Wladi und Josef wie wild umher, und letzterer lachte so über das ganze Gesicht, daß die beiden ihm noch verbliebenen Vorderzähne in der Abendsonne blitzten. Es war der Bock meines Lebens, dessen Gehörn mit Nasenbein ausgekocht 365 g auf die Waage brachte, ein ganz knuffiger, etwas

zurückgesetzter Sechserbock mit einer außergewöhnlich starken, bis über die Vordersprossen reichenden Perlung.

Der Dolmetscher, der nach den ersten drei Böcken den Bruch an meinem Hut vermißte, hatte inzwischen Wladi entsprechend „aufgeklärt“. Strahlend überreichte er mir als Bruch das Blatt einer Sumpfdotterblume. Bei meinem letzten Bock waren es dann zwei Roggenähren, die er mir gleich selbst an den Hut steckte. Alte, treue Seele, hast es wirklich gut mit mir gemeint!

Da Wladi inzwischen dem Jagdnicker die Schärfe eines Rasiermessers verliehen hatte, kam, was kommen mußte: Beim Aufbrechen rutschte ihm die Klinge ab und schärfte seinen linken Daumen bis zum Knochen auf. Die Wunde schweißte stark, doch wozu ist schließlich ein Taschentuch da, auch wenn es nicht mehr ganz reinlich ist? Fürs erste ging es, dann, als wir wieder bei meinem Wagen angelangt waren, wurde die Wunde reichlich mit Jod behandelt. Wladi zuckte mit keiner Wimper, sondern grinste nur. Drei Tage später war nur noch eine kleine Narbe zu sehen. Da Josef, der tüchtige Kutscher, bislang ziemlich leer ausgegangen war, erbeute er an diesem Abend meinen eigenen Jagdnicker, doch ließ ich ihm durch den Dolmetscher sagen, daß man sich damit nicht unbedingt rasieren müsse.

Meinen fünften und letzten Bock schoß ich am vierten Tag, einem Mittwoch, mit allerletztem Büchsenlicht. Wladis scharfe Augen – er sah ohne Doppelglas anscheinend besser als ich mit einem solchen – hatten ihn am Rand einer langgezogenen Hecke entdeckt, im übrigen viel zu weit, um ihn beschießen zu können. Also wollte Wladi näher heran, und das ausgerechnet mit dem Wind. Nun, wir wären da nicht allzuweit gekommen, so winkte ich ab, und wir fuhren mit dem Wagen einen großen Bogen, um von der anderen Seite günstig herankommen zu können. Wladi rampte wieder die Zielstütze in den Boden, aber bei den schlechten Sichtverhältnissen erschienen mir die 250 Schritt doch noch zu gewagt.

So pürschten wir uns denn im „überschlagenden Einsatz“ an, Wladi voran mit dem Zielgestell, ich hinterher mit gesicherter Büchse. Durchs Doppelglas beobachtete ich den Bock; sobald er zu äsen begann, bekam Wladi einen leichten Schubs und robbte mit dem Holzgestell vorwärts; warf der Bock auf, folgte ein Klaps auf die Schulter, und wir erstarrten augenblicklich. So ging das über rund 100 Schritt: schubsen, kriechen, Blick durchs Glas, ein Klaps, das Ganze halt! und so fort. Dann war es soweit. Mit abgezieltem Blattschuß ging der Bock hoch flüchtig ins freie Feld ab, wendete nach etwa hundert Metern, durchquerte die Hecke, überfiel einen Graben und verschwand im hohen Roggenfeld. Ade, du Braver! Doch, nein, da war ja wieder der Wladi, er fand den bereits Verendeten 100 m weit im Getreide. Es war ein hoher, bereits zurückgesetzter Sechserbock.

Kam man von der abendlichen Pürsch, inzwischen jagte

So fuhr man pürschen . . .





... und so wurde mit der Zielstütze auf weite Entfernungen geschossen

auch der Österreicher, dann lief alles vor dem Haupteingang zusammen, um die Trophäen zu beäugen. Beim Abendessen, das meist gegen 21.30 Uhr stattfand, wurden dann die Erlebnisse ausgetauscht, und stets erschien auch Direktor Janiszewski, um einige Jagdgeschichten zum besten zu geben. So berichtete er von einem deutschen Jagdgast, der, um besser an die Böcke heranzukommen, auf einem Ochsen durchs Gelände ritt. Den Ochsen nebst Reiter akzeptierten die Böcke, sie blieben meist stehen und hörten dann den Knall der Büchse des rasch absitzenden und schießenden Jägers nicht mehr.

Dankbar sei an dieser Stelle noch einmal unseres „Piloten“ Godlewski gedacht, der um unser Wohl außerordentlich besorgt war. Er bewegte sich – vor allem vor und nach den Mahlzeiten – zwischen Herrenhaus und Küche hin und her, um die sehr eifrige Küchenchefin zu noch größeren Leistungen anzuspornen. Meiner Frau und mir war das etwas peinlich, denn an den Speisen war nichts auszusetzen. Der „Pilot“ war auch dabei, wenn wir ins nahe Kreisstädtchen Gostyń fuhren, und er begleitete uns natürlich auch nach Posen, stets und ständig bemüht, auf dies und jenes aufmerksam zu machen.

Am Fronleichnamstag beschlossen wir, eine Fahrt nach Schlesien zu unternehmen. Über Rawitsch und Trebnitz, wo eine unübersehbare Menschenmenge vor der berühmten Klosterkirche versammelt war, ging es nach Breslau. In allen Orten fanden Prozessionen statt, an denen nicht nur Kinder und alte Leute, sondern auch auffallend viele Jugendliche teilnahmen. Nirgendwo fehlten die Altäre, und in vielen Fenstern hingen Marienbilder, geschmückt mit bestickten Tüchern und Blumen. Wir sahen das altehrwürdige Breslauer Rathaus und standen vor dem Schweidnitzer Keller, in dem ich im Herbst 1944 zum letzten Male gesessen hatte. In Lissa sahen wir das Schloß, in dem Friedrich der Große nach der Schlacht bei Leuthen die tafelnden österreichischen Offiziere überraschte.

Auch konnte ich meiner Frau mein Geburtshaus zeigen. Auf dem kleinen Gutsfriedhof in Ossig bei Lüben fotografierte ich den Grabstein meines vor 37 Jahren verstorbenen Großvaters. Der Stein befand sich in einem Zustand, als wäre er erst gestern gesetzt worden. Über Lüben, Steinau und Guhrau ging es dann zurück nach Gola. Nirgendwo wurden wir belästigt oder aufgehalten, und wir konnten uns frei bewegen. Die vollen Benzinkanister, die ich vorsorglich aus der Bundesrepublik mitgeschleppt hatte, hätte ich ruhig zu Hause lassen können, denn in allen größeren Orten, vornehmlich aber an den Hauptverkehrsstraßen, gibt es ausreichend Benzin mit recht hohem Oktangehalt.

In einer kleinen Stadt unweit Gostyń blieb mein Wagen mit einem Schaden an der Kühlvorrichtung liegen. Ein hilfsbereiter Meister machte ihn bald wieder flott, doch von einer Bezahlung wollte der Mann nichts wissen, das

sei doch nicht so schlimm gewesen, und er freute sich, daß er mir habe helfen können. Hilfsbereit und gastfrei sind die Polen, sie waren es schon immer, und daran hat sich bis heute nichts geändert. Eine Woche waren wir in ihrem Land, und nicht ein einziges Mal ist man uns in irgendeiner Form zu nahe getreten. Den westlichen Besucher beschleicht ein un gutes Gefühl, wenn er sieht, wie bescheiden und anspruchslos diese Menschen mitunter leben. Polen ist eines unserer nächsten Nachbarländer, man sollte öfter einmal darüber nachdenken.

Am Tag vor unserer Rückkehr in die Bundesrepublik lud uns Direktor Janiszewski noch zu einer Besichtigung der von ihm vier Jahre zuvor eingerichteten modernen Fasernerie ein, die mit großem Erfolg arbeitet und inzwischen Nachahmer gefunden hat. Der Abschied von Gola und den Menschen, mit denen wir eine Woche zusammen waren, fiel uns nicht ganz leicht, und es war vor allem Wladi, der etwas verloren herumstand, als wir in den Wagen stiegen. Er wolle mit mir bald wieder auf Jagd gehen, dolmetschte der „Pilot“, und ich bin sicher, daß er dies nicht gesagt hat, weil dann bei ihm täglich frische Rehleber auf den Tisch kommt. Ein Rothirsch würde mich schon reizen, aber für einen bundesrepublikanischen Normalverbraucher ist das, auch wenn einen die Jagdleidenschaft noch so sehr beutelt, eine Finanzfrage.

In Frankfurt/Oder wurde mit der übrigen Jagdgesellschaft ein frohes Wiedersehen gefeiert. Man begutachtete die Trophäen und schwatzte so lange, bis schließlich der Zonengrenzposten höflich daran erinnerte, daß es doch wohl besser sei, erst einmal die Grenzformalitäten zu erledigen, damit auch andere Fahrzeuge passieren könnten. Korrekt und schnell erfolgte die Abfertigung an allen drei Grenzübergängen, wobei man sich auf das Allernotwendigste beschränkte. Um viele Erfahrungen und Erkenntnisse reicher, kehrten wir in die Bundesrepublik zurück, im Rucksack ein paar Flaschen mit gebranntem Wasser, das gut ist gegen jede Art von Erkältung, Magenverstimmung und gelegentlich auftretende Sentimentalität, die nicht ausbleibt, wenn man nach mehr als 22 Jahren mit der Vergangenheit konfrontiert wird.

Vor dem Herrenhaus in Gola, in dem wir während des Jagdaufenthaltes wohnten. Vorn rechts Wladi, der Jagdbegleiter des Verfassers, daneben der Jagdbegleiter des österreichischen Jagdgastes. Dahinter die Frau des Verfassers mit den beiden Dolmetschern / 3 Photos vom Verfasser

